

Diese erste Etappe dauert acht Tage. Drei Mal bekommen wir in dieser Zeit warmes Essen, etwas dünne Suppe, sonst nur Wasser und ein wenig Brot. Wir schlafen, wo es gerade geht, meistens auf Bauernhöfen; eine Nacht werden wir in einer Schule einquartiert.

Viele von den Franzosen brechen auf dem Weg zusammen. Die Kameraden bleiben stehen, um ihnen zu helfen, aber die SS-Wächter jagen uns weiter: Die Sterbenden müssen selber zurechtkommen.

Am achten Tag rollen wir den Heuwagen und die Karren nach Reichenstein hinein, eine Stadt an der tschechoslowakischen Grenze. Und drei Tage später sind wir auf dem Weg nach Auschwitz.

Diese Reise nach Oswiecim – wie die Polen den Ort nennen – findet mit dem Zug statt, es ist die einzige Distanz im Laufe dieser Monate, wo ein Transportmittel gebraucht wird. Wir wünschen bald, dass uns das erspart geblieben wäre.

Ich komme in eine Gruppe von 80 Mann, die zusammen mit zwei Wächtern in einen gewöhnlichen Güterwaggon gestopft wird. Die Wächter besetzen die eine Ecke für sich selber und das Gepäck, sie trennen ein Viertel des Wagens ab und machen es sich

gemütlich. Die Gefangenen verteilen sich, so gut es geht, auf dem Rest der Bodenfläche. Aber es ist nicht möglich, für mehr als ganz wenige Sitzplätze zu schaffen. Die Übrigen lehnen sich an die Wände oder aneinander, das ist noch einmal der Keller des Schreckens in Breslau, nur auf eine andere Art.

Fünf Tage lang sind wir in diesem Waggon eingesperrt und viele sterben. Wieder sind es Franzosen, die unterliegen. Die Kameraden heben sie auf und stapeln sie lagenweise an die Wand, und die Leichen bilden mit der Zeit eine Bank, auf die sie sich setzen.

Klokübel gibt es keine. Am ersten Tag verrichten wir unsere Notdurft in einer Ecke, aber der Gestank wird unerträglich, und wir beginnen, Bodenbretter aufzubrechen. Endlich haben wir ein Loch, das wir als Latrine verwenden können.

Wo sind wir in diesen Tagen? Wir wissen nichts. Der Waggon rollt einige Stunden, bleibt stehen, wird auf ein Abstellgleis gefahren, ruckelt, bleibt wieder stehen. Wir bekommen nur den Schimmer einer unbekanntten Landschaft zu sehen, wenn die Wächter hinauspringen, um sich die Beine zu vertreten.

Ich weiß nicht mehr, was schlimmer ist, der Gestank oder die Kälte. In dem zugigen Waggon sickert die Körperwärme durch die Ritzen hinaus, und da wir keinen Platz haben, um uns zu rühren, frieren die Gliedmaßen in verrenkten Stellungen fest, wie wenn Stearin entlang der Kante einer Kerze steif wird und groteske Figuren bildet. Oder vielleicht ist der Hunger das Schlimmste. Fünf Tage lang kriegen wir nichts Warmes. Ein paarmal am Tag schneiden die Wächter einige dünne Brotscheiben ab und geben uns Wasser dazu. Vielleicht rechnet man ja damit, dass wir bald in Auschwitz sind, und da gehen wir sowieso in den Kamin.

Eines Vormittags wird der Waggon auf das Abstellgleis des Konzentrationslagers hineingerollt. Die Türen werden geöffnet, die Capos<sup>5</sup> stehen draußen auf der Plattform mit Ochsenpeitschen bereit und schreien wahnwitzig, wir seien ein Höllenpack, das sie

<sup>5</sup> Ein Capo war in der Regel ein deutscher Krimineller, der als Chef über andere Gefangene eingesetzt wurde. Als Belohnung bekam er mehr Essen und andere Vorteile.

persönlich mit Freude und Begeisterung totschiagen würden, wenn wir uns nicht im Höllentempo aus dem verdammten Wagen herausputen. Aber wir können nicht. Wir können ganz einfach nicht.

Ich schaue Ingebrigt Jensen an und frage mit einem Blick, ob wir es versuchen sollen, aber er schüttelt den Kopf – es ist nicht machbar, die Glieder verweigern den Gehorsam. Dann haben wir die Teufel über uns, sie packen einen Fuß hier und einen Arm dort, ziehen uns heraus aus dem Waggon und hinunter auf die Plattform, und die Ochsenpeitsche brennt sich hinein in das erfrorene Fleisch.

SS-Offiziere betrachten das Schauspiel mit gekreuzten Armen und Zigarette im Mundwinkel wie makabre Karikaturen ihrer selbst. Die Profile wenden sich in majestätischer Ruhe gegen den diesigen Himmel, die Blicke schaffen es gerade, unter den schweren Augenlidern hervorzukriechen. Was würde geschehen, wenn man einem Gott ins Angesicht spucken würde?

Ich krieche in eine Kolonne von Franzosen hinein, erwische eine knochige Hand und ziehe mich auf die Beine. In die Mitte der Kolonne, immer in die Mitte der Kolonne! Der Selbsterhaltungstrieb diktiert seine Befehle, erinnert daran, dass die Schläge die Äußerer erwischen – die, die vorne und ganz hinten gehen. Hinein in die Kolonne, Magnusson, vorwärts, marsch!

Der süßliche Geruch aus den Gasöfen ist aufdringlich, ich schaue in das Lager hinein und sehe den schlanken Kamin, den Rauch, der gegen den Himmel steigt. Ein paarmal flackert es auf, die Rauchspirale zittert einen Augenblick und muss sich wieder sammeln, bevor sie sich aufrichtet und ihren gemessenen Transport der Toten hinaus in die Ewigkeit fortsetzt.

Ich merke, dass wir vor eine Art Empfangskomitee kommen, die Capos rasen, weil wir keine Wertgegenstände besitzen, die sie uns stehlen könnten. Dann werden wir von einem SS-Offizier beurteilt und in neue Kolonnen aufgestellt, eine rechts und eine links. Die, die in der rechten Kolonne landen, werden weggebracht und wir sehen sie nie mehr.

Alle Norweger sind in der linken gelandet.

Auf dem Weg über den Platz sehe ich außerhalb eines Gebäudes einen Haufen Schuhe, er ist mehrere Meter hoch und beinhaltet Schuhe jeder Größe und Art. Und oben im Haufen – einige winzig kleine Kinderschuhe, paarweise mit den Schnürsenkeln zusammengeknüpft.

Wir werden zu einer Baracke kommandiert und wackeln die Treppe hinauf. Die meisten erreichen eine Koje, bevor sie hinsinken und in die Bewusstlosigkeit gleiten. Andere erlöschen auf dem Weg über den Boden. Sie sinken auf die Knie, versuchen die letzten Meter auf allen vieren zu kriechen, schaffen es aber nicht. Sie stützen sich auf die Ellbogen, zittern vor Anstrengung, dann bekommen sie Übergewicht und fallen schwer nach vorne mit dem Gesicht in den Dreck. Nur die Glücklichen wachen wieder auf. Der Anblick von Männern, die an die Grenze des Möglichen gepresst werden, steht noch heute vor mir als Symbol für das Wesen des Nazismus. Das ist ein unheimlicher Anblick, man ist nicht mehr derselbe Mensch, wenn man das einmal erlebt hat. Und dennoch, wenn die Jungen uns heute bitten zu vergessen – mit diesem Krieg fertig zu werden –, da wünschte ich, ich könnte sie zurückführen zu der Szene, wenn ein Gefangener nach einem langen Transport ein Lager erreicht:

Seine Augen stehen weit aus dem Kopf heraus wie Glaskugeln. Der Blick ist steif und apathisch, und sprichst du ihn an, ist es, als würdest du mit einem Stock reden. Er geht mit der kalten Automatik eines Roboters zur Baracke, stumpf und gleichmäßig in seinen Bewegungen, steigt die Treppe hinauf und ist da. Und dann geschieht etwas: Das Licht des Verstandes wird in den Augen entzündet, es ist wie ein Aufflackern, und er beginnt zu sterben. Vielleicht fällt er sofort auf den Boden – das ist das Beste. Aber meistens geht es langsamer. Zuerst versagen die Füße und er sinkt auf die Knie. Einen Augenblick bleibt er so, stützt sich auf die Hände und zwingt den Kopf zurück, als ob er versuchen würde, sich selbst an den Haaren hochzuziehen. Dann versagen die Handgelenke und er bleibt auf dem Ellbogen liegen. Er zittert und bebt, wittert hinaus in die Luft wie ein angeschossenes Tier. Und

jetzt dauert es nicht mehr lange. Die Arme verweigern ihren Dienst, er fällt. Das Gesicht schleift über die Bodenbretter, der Körper dreht sich in einem Krampf. Dann wird er still. Und gleichzeitig geht der Stuhlgang in die Hose und ein gewaltiger Gestank breitet sich in der Baracke aus.

Sollen wir das vergessen? Damit fertig werden?

Niemand kann mir einreden, dass man einer guten Sache dient, wenn man den Schleier des Vergessens über diesen Mann zieht – und alle anderen. So war der Nazismus. Das tat ein Kulturvolk anderen Menschen an. Ich bin oft gefragt worden, ob ich die Deutschen hasse. Das tue ich nicht. Aber Gott weiß, wie ich sie verachte.

Es erweist sich, dass die Öfen in Auschwitz zu wenig Kapazität haben, um uns verschwinden zu lassen. Das Lager ist in Aufbruchstimmung, und es wird Tag und Nacht gearbeitet, um die feste Belegschaft zu liquidieren, bevor die Russen kommen. Es muss möglich sein, uns auf andere Weise loszuwerden.

Am nächsten Tag wird Aufstellung befohlen, und wir brechen auf zu einem neuen Marsch. Das nächste Ziel ist das KZ Groß-Rosen. Vielleicht können die dort etwas mit uns anfangen.